

BÄRBEL SCHÄFER
AVAS GEHEIMNIS

Über das Buch

Eines Tages bekommt Bärbel Schäfer einen Anruf mit unerwarteten Konsequenzen: Eine Freundin bittet sie, sich kurzfristig um deren Schwester Ava zu kümmern, die einen Unfall hatte. Schon bald zeigt sich, dass Ava an mehr als ein paar äußerlichen Verletzungen leidet: Die junge Frau umgibt eine schwer greifbare, tiefe Einsamkeit.

Nach und nach versucht Bärbel Schäfer die dicken Mauern, die Ava um sich errichtet hat, zu durchdringen. Dabei wird sie auch selbst mit ihren Lebensrissen konfrontiert. Anhand vieler Begegnungen und auch ihrer eigenen Geschichte zeigt Bärbel Schäfer, dass dieses häufig tabuisierte Thema uns früher oder später alle angeht – und dass es Wege gibt, der Einsamkeit die Hand zu reichen.

Ein offenes, berührendes und tröstendes Buch, das viel über Einsamkeit und die Zerbrechlichkeit des Ichs erzählt und zeigt, was das Leben ausmacht.

**BÄRBEL
SCHÄFER**

**AVAS
GEHEIMNIS**

**MEINE BEGEGNUNG
MIT DER
EINSAMKEIT**

Kösel

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Die Ereignisse in diesem Buch sind größtenteils so geschehen, wie hier wiedergegeben. Aus Gründen des Personenschutzes sind jedoch einige Namen und Orte so verfremdet worden, dass die darin handelnden Personen nicht erkennbar sind.

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird bei der Nennung von Personen- und Berufsbezeichnungen meist auf eine Differenzierung der Geschlechter verzichtet. Bei der Verwendung entsprechender Begriffe sind im Sinne der Gleichbehandlung jedoch ausdrücklich alle Geschlechter angesprochen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage 2022

Copyright © 2022 Kösel-Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Umschlagmotiv: FinePic®, München

Satz: Satzwerk Huber, Germering

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-466-37286-7

www.koesel.de

Inhalt

1 Planet Einsamkeit	11
2 Crocs	21
3 Schwaches Herz	28
4 Supalonely	32
5 Valentinstag	51
6 Zwergplankton	64
7 Diagnose Einsamkeit	73
8 Über das Verfrosten	77
9 Geldtaubheit	87
10 Kissenschlacht	98
11 Monstera Deliciosa	110
12 Mikro-Demütigungen	123
13 Kondensstreifenfrei	127
14 Lockdown	136
15 Kaugummitage	149
16 Traurige Mädchen bleiben traurige Mädchen	164
17 Freundinnen	175
18 Schöner Tag	180
19 Verwaiste Schwester	187
20 Null Gefühl für Staub	190
21 Klettig	203
22 Mission Trost	209
23 Kannst du Englisch, Frau Helling?	216
24 Das Bröckeln der Schutzmauern	221
Falls Sie einsam sind oder einen einsamen Menschen kennen	229
Dank	235
Literaturliste	237

Für Michel

Vorwort

Sie schleicht sich auf leisen Sohlen in dein Leben. War sie schon immer da? Sie drückt bleischwer auf deine Brust und Seele. Sie lässt dich verstummen oder zutiefst alleine. Sie kann ein schwerer Rucksack sein, du glaubst, damit nicht einen Schritt in deinem Leben weitergehen zu können. Sie dämpft alles um dich herum ab. Gerade noch genug Kraft zu atmen, mehr ist nicht möglich, mehr ist nicht denkbar. Nicht einmal eine Sehnsucht, kaum ein Erinnern. An das Leben, bevor sie dich als Geisel genommen hat. Einsamkeit.

Planet Einsamkeit

Manchmal stürzen ungeahnte Herausforderungen kometenhaft auf uns zu. Dein Leben kann sich von einer Sekunde auf die andere ändern und du kommst an Grenzen, Abgründe tun sich auf, von denen du nicht mal ahntest, wie nah du ihnen bist. Themen kommen an die Oberfläche, die du so tief unter deinem Alltagskorsett vergraben hattest, dass sie schon verarbeitet schienen.

Wie damals in meiner Mittagspause, als das Handy klingelte. Wenn du stehen bleibst, so wie ich an diesem Tag, als ich den Anruf von Carolin annahm, dann kann es dir passieren, dass du mitten in einem Kometenhagel landest. Erst merkst du gar nicht, wie tief die Einschläge sind, wie sehr es dich trifft. Aber nach dem ersten Aktionismus rutschst du immer tiefer hinein in eine Aufgabe, die zur Verantwortung wird. Du bist nett und höflich. Du bist sozial. Du versuchst einfach nicht wegzurennen. So wie ich auch. Ich versuche zu verstehen, was mir damals Unbekanntes begegnete. Ich fühlte in mich hinein. Hörte zu, versuchte zu spüren, um was es genau ging. Ich erkannte mich in diffusen Sprengeln wieder und konnte nicht einfach weiterlaufen. Nicht weggehen. Versuchte zu helfen, wie vielleicht viele versuchen, einem Einsamen eine Hand zu reichen.

Aber erstmal zurück zum Anruf von Carolin.

Damals, als wir dauernd zwischen gemeinsamen Kochabenden, Kino und Radtouren durch Frankfurt hin und her titschten. Als die

Tage für uns mit Freundschaft, Lachkrämpfen, kaltem Bier, Seelengesprächen, Umarmungen, Hula-Hoop-Reifen und Glücksmomenten angefüllt waren. Als die Kinder schon so groß waren, dass sie sich alleine anziehen und mit dem Bus zur Schule fahren konnten oder mit uns Frisbee spielten. Es waren Wochen, in denen wir vor Nähe und Liebe zum Leben fast platzten.

Dann klingelte mittags mein Telefon. Aus dem Döner tropfte die Joghurtsoße langsam über meinen Handrücken auf den Frankfurter Bürgersteig. Carolins Nummer auf dem Display. Wieso rief sie mich aus New York an?

»Caro. Klar, ich habe zwei Minuten Zeit. Schieß los, ich freue mich, deine Stimme zu hören. Wie spät ist es bei euch?« Ich zog die linke Schulter etwas höher, klemmte mein Handy ans Ohr und biss in den Döner.

»Früh am Morgen. Bärbel, du weißt doch, ich bin noch immer an dem Personal-Projekt dran, die strukturieren hier mehr um, als ich gedacht habe. Die Coachings laufen super, das Team wächst langsam zusammen. Ich komme voran, bin aber erst in zwei Wochen zurück.« Ein Polizeiwagen fährt mit lautem Sirenengeheul an mir vorbei. »Meine Schwester Ava hatte einen blöden Unfall. Sie liegt im Bürgerhospital.«

»What? Ist es was Schlimmes?«

»Ich kann erst am späten Nachmittag mit dem Arzt sprechen. Sie ist wohl irgendwo unglücklich runtergefallen. Wollte dich aber fragen, ob du die nächsten Tage ab und zu mal bei ihr vorbeischauen kannst, ein bisschen reden und so. Fragen, ob sie was braucht. Da sein. Du weißt schon.«

»Klar, Carolin, mache ich. Für dich immer. Kein Problem. Ava und ich kennen uns doch noch aus Köln, sie hat doch eine Zeitlang bei der Gästebetreuung in meinen Sendungen mitgemacht. Mann, was hat deine Schwester immer gestrahlt. Sie war gut im Beruhi-

gen der aufgeregten Talk-Gäste vor ihren TV-Auftritten. Jetzt beruhige ich eben sie. Wie alt ist sie jetzt eigentlich?»

»Achtunddreißig.«

»Hast du schon mit ihr sprechen können?« Ich beiße noch einmal in den tiefenden Krautsalat und das fein geschnittene Fleisch, wische mir die Soße aus den Mundwinkeln, schaue auf die Uhr. Ich muss noch für meine Mutter zum Supermarkt, ihr die schweren Sachen und eine Kiste Wasser einkaufen und in die Wohnung stellen.

»Ja. Sie hat sich ein wenig verändert, Bärbel. Aber du kannst ja mit jedem reden. Wenn du irgendwelche Auslagen hast, sag mir Bescheid, ich zahle dir die Kohle dann zurück, okay? Ich bin über nächsten Freitag wieder in Frankfurt. Avas Mobilnummer schicke ich dir gleich. Quatsch ihr ruhig eine Sprachnachricht drauf. Sie geht eh nie ran.«

Schnell rechne ich meine Radiodienste durch, denn die Klinik ist ja in der Nähe des Hessischen Rundfunks. Okay, ich habe einige Lesungen in den nächsten Tagen, die Moderation einer Preisverleihung nächste Woche, das wird alles ganz schön viel. »Carolin, wenn ich es nicht mache, wer macht es dann?«

»Niemand.«

»Hat sie keinen Freund?«

»Nein. Und rede bitte mit ihr nicht darüber. Da war mal jemand, ist aber übel geendet. Vielleicht gelingt es dir, ein Band zwischen euch zu knüpfen. Sie redet kaum. Anders als ich.« Carolin lacht ihr raues, lautes Lachen.

»Vielleicht will sie gar nicht, dass ich sie in der Klinik sehe. Du solltest sie vorwarnen.«

»Ja, mache ich. Du, Grüße aus Brooklyn, ich muss das Meeting nochmal durchgehen. Ava mochte immer deine offene Art, mach dir keine Sorgen, ihr werdet euch verstehen. Danke dir und fühle dich gedrückt, Bärbel, du hast einen gut bei mir.«

Ich wäre jetzt auch gerne an der amerikanischen Ostküste auf dem Rücksitz eines gelben Taxis. Diese Stadt war immer mein Traum. Heute frage ich mich, warum ich meinen Traum, dort zu leben, nicht ernst genommen habe und an den Hudson River gezogen bin? Während eines RTL-Drehs von *Bärbel goes to Hollywood* war ich in L. A. Gast in einer Morning-Show und hatte so viel Spaß mit den amerikanischen Moderatoren, dass mich nach meinem Fernsehauftritt eine amerikanische Agentur kennenlernen wollte. Die amerikanische Agentur CAA called Bärbel from Germany, Talkshow-Gastgeberin bei einem privaten Sender. Wenn ich darüber nachdenke, macht es mich heute noch sprachlos. CAA vertrat nur Stars, die ich entweder von der *Wetten, dass...*-Couch kannte oder von der Kinoleinwand. Ich lief tagelang mit einem fetten Grinsen durch die Gegend. Ja, unsere Chemie hatte im Studio gestimmt. Aber werden solche Träume nicht nur in Filmen wahr? Ich sah mich schon in New York arbeiten, Geld verdienen und mit einem Coffee-to-go-Becher in der Hand durch Manhattan rennen, weil eben alle in New York schnell gehen.

Ich liebe es, auf den Feuertreppen am Abend ein Bier zu trinken. New York hat von allem zu viel. Zu viel Power, Aggressionen, Unterschiede. Ein 24/7-Überangebot von einfach allem. New York ist wie ein Dauertrip für die Pupille, ein Farbrausch an Menschen, Lebensgeschichten, Eindrücken. Niemals hätte ich mir vorstellen können, was mit dieser vitalisierenden, rauschhaften Stadt während der Corona-Zeit passieren sollte: Die überfüllten Krankenhäuser, die Kühlwagen vor den Kliniken. Die ausgehobenen Gräben für die Pandemie-Toten im Central Park. Ein ehemaliger Präsident, der das alles lange leugnete und nichts dagegen tat. Der hetzte und log. Eine Stadt, die sich über Monate selbst nicht wiedererkannte, verwaiste, als wäre ihr globaler Hot-Spot- Magnet ermattet. Wer hät-

te gedacht, dass New York einmal so verlassen wirken könnte, als hätte man der Stadt den Stecker gezogen?

Ich wollte immer Teil dieser Stadt sein. Meine deutsche Agentin buchte damals aber ungefragt einen deutschen Schauspieler aus ihrer Kartei mit in meinen Termin bei der CAA-Agentur hinein. Plötzlich standen wir zu dritt in der Lobby. Eigentlich, um meine mögliche US-Karriere zu besprechen, so dachte ich jedenfalls nach meiner TV-Morning-Show-Performance. Und dann war ich es, die nach zwanzig Minuten wieder vor der Tür des Besprechungsraums stand, während der Schauspieler bald nach Amerika zog. Jahre später habe ich mein Lebensglück im Big Apple geheiratet, so wurde die Stadt doch noch zu einem Glücksort.

Manchmal stelle ich mir vor, einfach ein Ticket zu kaufen und wegzufliegen. Neu anzufangen. An einem Ort, der mir guttut, wie eben diese durchgeknallte Stadt. Jetzt ist Carolin da, fährt U-Bahn, läuft durch die Häuserschluchten, ist in einem internationalen Team. Dabei war sie immer diejenige, die ihren geregelten Alltag leben wollte, in Frankfurt.

Ohne Tom, der so gut organisiert ist mit ihren zwei gemeinsamen Kids und Carolin unterstützt, wäre es schwerer. Anfänglich wirkte er ein wenig lahm auf unsere Mädelsclique. Garantiert glamfrei. Und auch noch aus Bielefeld. Er passte eigentlich gar nicht zu Carolins Beuteschema. Anfänglich haben wir versucht, ihm den Mittelscheitel auszureden, aber die Neunziger waren eben Mittelscheiteljahre. Jeder Promi-Herzensbrecher bis zur Grunge-Szene trug einen. Irgendwann waren nicht mehr genug Haare für einen Scheitel in der Mitte da, und er rasierte sich sein Resthaar raspelkurz. Tom entpuppt sich als fantastischer Mann, auf den zweiten Blick. Er kann kochen und zuhören. Ob Carolin ihm treu ist an der Ostküste? Früher hat sie die Typen nach spätestens einer Woche wieder aus ihrem Bett gekickt. Sie hat immer bekommen, was sie wollte.

Wir sind in den letzten Jahren hier in Frankfurt durch die Kids und das Teilen des Alltags wirklich nah zusammengedrückt. Mal bestelle ich für ihre Kinder die Schulbücher mit, sie nimmt meinen Sohn mit zum Training oder ich nehme ihren Hund mit auf eine Runde Gassi, wenn sie zu lange arbeitet. Ich mochte sie schon während unseres Germanistikstudiums in Köln. Carolin war die Einzige von uns, die immer das Auto ihrer Eltern nutzen konnte, die selbst auf der Party um zwei Uhr nachts noch fantastisch aussah. In ihrer WG war dauernd Party, und trotzdem hatte sie immer alle Hausarbeiten für die Seminare rechtzeitig fertig.

Wir haben oft auf Messen zusammen gejobbt und uns das Geld für die Miete und den Alltag verdient. Noch heute kreischen wir uns weg über den Messejob, zu dem wir beide von einer Münchner Firma gebucht wurden und Dirndl tragen sollten. Sogar ein Dirndl-Casting gab es vorab. Als Carolin aus der Umkleidekabine trat, wippten ihre Brüste im Ausschnitt wie zwei Enten bei starkem Wellengang auf der Wasseroberfläche. Bei jedem ihrer Schritte dachten wir, eine der beiden springt ihr direkt aus der Bluse, um den vollen Ausblick zu genießen. Für Carolin als Westfälin und mich als Norddeutsche waren das keine richtigen Kleider, sondern schlimme Verkleidungen. Dazu diese weißen Strümpfe, was haben sich die Bayern nur dabei gedacht? Wer trägt bitte solche Strümpfe? Frisch Operierte, die eine Thrombose vermeiden wollen, klar. Meine kräftigeren Waden sahen aus wie zwei weiße Warnpoller an der Landstraße. Aber der Ausblick auf den letzten Messetag und die Bezahlung ließen uns durchhalten und jeden Morgen wieder Tränen lachen, wenn wir uns an der Kundentheke des bajuwarischen Messestands trafen. »Servus« ist noch immer unsere Lieblingsbegrüßung. Bis heute muss ich googeln, wo die Schleife am Dirndl bei Verheirateten oder Unverheirateten sitzen muss. Links? Rechts? Egal.

Am vorletzten Tag musste ich im Laufe des langen Dienstes kurz auf die Toilette. Der Messestand war voll, ich beeilte mich. Auf dem Rückweg erntete ich so viele Blicke wie noch nie für mein Outfit. Pfiffe und Lacher gab es noch obendrauf. Ich war ein wenig irritiert, genoss aber den Zuspruch. Erwog sogar kurzfristig, doch nach Bayern zu ziehen, bei so viel Resonanz. Ich hatte meinen knallroten Lippenstift frisch aufgetragen, aber das führte normalerweise nicht zu diesen Reaktionen. Ich änderte meinen Gang, schaltete von hektisch auf locker lässig schlendernd um. Schwang die Hüften etwas einsatzfreudiger und erreichte mit dieser hohen Aufmerksamkeitsdichte und sich nach mir umdrehenden und grin senden Männern im Rücken wieder unseren Messestand. Carolin sah mich an. Ihr Mund stand offen. Sie sagte: »Bärbel! Äh... was... du... hast da...«. Ich schaute sie erwartungsvoll an und versuchte den Satz aus den Buchstabenfetzen zusammenzusetzen.

»Äh, also, Bärbel, deinen Einsatz für den Job finde ich toll! Aber so gut ist die Bezahlung nun auch nicht. Vielleicht nimmst du das Dirndl jetzt aus deiner Strumpfhose raus.«

Ich drehe mich erschrocken um, fuhr mir über die Oberschenkel, um das Kleid zu spüren. Nichts. Nur eine überdimensionale Stoffbeule an meinem Hintern.

»Schöner String übrigens.« Das war Carolins trockener Humor, für den ich sie heute noch liebe. Nie, nie wieder habe ich ein Klo verlassen, ohne vorher zu prüfen, ob die Netzstrumpfhose meine Klamotten frisst. So viele Jahre haben sich nach und nach in unsere Gesichter eingegraben, Karriereschritte haben funktioniert, wir haben diese gefeiert, zusammen über Kündigungen getrauert. Uns über gescheiterte Lieben hinweggetröstet, die sich als keine Lieben entpuppten. Wir teilen unseren Alltag. Mit Carolin ist das Leben leichter. Sie ist da, auch wenn ich zwischendurch einfach nur in die Excel-Tabelle heulen will. Sie weiß, wann ich wieder eine mei-

ner traumatischen Wurzelbehandlungen beim Zahnarzt habe, und fragt, ob sie mich hinfahren und warten soll. Sie ist die Schwester, die ich immer gerne gehabt hätte. Anpackend, warmherzig, zielstrebig. Sie kann sich allerdings schwer fallen lassen oder einfach mal entspannen. Sie weint selten und macht Probleme eher mit sich aus. Da sind wir uns sehr ähnlich.

Carolins Schwester habe ich irgendwann aus den Augen verloren. Ava. Die kleine Ava war oft in ihrem Schlepptau, weil die Mutter viel in ihrem Supermarkt arbeitete. Sie blieb auch mit dreizehn noch immer die Kleine. Ab und zu übernachtete sie bei uns in Köln, das war für einen Vorort-Teenager ein Abenteuer. Carolin oder ich holten sie dann am Hauptbahnhof ab. Immer reiste sie mit einem roten Rucksack. Wir nahmen sie mit ins Kino, zum Döneressen und einmal mit auf eine Party im Kölner Kunstverein, wo sie im Gewusel der Vernissage auf einer Couch einschlieft. Sie hatte es schwer, neben Carolin ihren Raum und Gehör zu finden. Auch später, als sie älter wurde. Fragte ich Ava direkt etwas, antwortete Carolin oft vorschnell für ihre Schwester. Seltsamerweise hing Ava gerne mit uns Älteren ab. Enge Freundinnen von ihr habe ich nie kennengelernt. Ich weiß nicht, wem sie damals nah war. Sie war noch zu jung, um eine Haltung zu den Themen zu entwickeln, die wir an unseren Küchentischen diskutierten.

Ich werfe die Papierserviette in den Mülleimer, setze mich auf die kleine Mauer neben dem Imbiss. Meine frühe Mittagspause ist immer knapp. Michel holt heute die Jungs zum Glück von der Schule ab und geht mit ihnen zum halbjährlichen Zahncheck.

Ich warte auf Carolins Nachricht und speichere Avas Nummer.

Das Telefon liegt in meiner Hand. Seltsam, ich habe Scheu, Ava anzurufen. Als würde ich vorsichtig einen Vorhang zurückziehen und in einen intimen Raum eindringen. Ob Ava immer noch ger-

ne abends auf dem Balkon ein Glas Wein trinkt, noch immer inlineskatet wie damals am Rhein? Wie hatte Carolin gesagt: Sie hat sich ein wenig verändert, aber du kannst ja mit jedem reden, Bärbel. Das stimmt. Ich komme gerne mit Menschen ins Gespräch. Mit prominenten und weniger prominenten, die eine Geschichte zu erzählen haben. Das ist mein Beruf als Journalistin und Moderatorin, Fragen zu stellen, Antworten einzuordnen, nachzufragen. In fremde und vertraute Welten einzutauchen und zuzulassen, dass sich Begegnungen entwickeln. Neugierig sein.

Wird Ava reden? Mit mir? Fünfzehn Jahre haben wir uns nicht gesehen. Zuletzt auf dem Begräbnis ihrer Mutter. Damals war sie gerade mit dem Studium auf Lehramt fertig. Die Beisetzung war an einem regnerischen Nachmittag in Burscheid, einem Vorort von Köln im Bergischen Land. Als wir am Abend schon den zweiten oder dritten Beerdigungs-Schnaps aus der elterlichen Bar intus hatten, sagte Ava zu mir: »Du wirst in eine Familie einfach so hineingeboren. Ungefragt. Ungeschützt. Du musst es schaffen, irgendwie. Endlich hab' ich Ruhe vor ihr. Kann mich wieder aufbauen.« Damals klang sie erleichtert über den Tod ihrer Mutter. Anders als Carolin, die fast heulend dauernd Käse- und Salamischnitten mit winzigen Gewürzgürkchen auf großen Tellern hin und her trug. Ich habe es damals nicht so ernst genommen und zu Ava gesagt: »Weißt du, ich glaube, deine Mutter hat jetzt endlich Ruhe von der ganzen Schufferei im Supermarkt. Noch in der letzten Phase der Chemotherapie hat sie an der Kasse gesessen, Kartons geschleppt und Regale aufgefüllt. Sie muss doch irre Schmerzen gehabt haben, nachdem der Krebs so gestreut hatte.« Ava hatte nur stumm mit den Schultern gezuckt und sich langsam ihr Daumennagelbett blutig gepult.

Daran muss ich denken, wie sie da eingesunken auf dem Sofa ihrer Eltern saß. Ein zu groß gewachsenes, alleingelassenes Kind. Ir-

gendwie verloren sah sie aus. Dieses Bild von Ava kam immer bei mir hoch, wenn ich Carolin ab und zu nach ihr fragte. Ich verdrängte es schnell, es machte mir Angst.

Wie beginne ich, ein neues Band zu knüpfen zwischen ihrer und meiner Welt? Wo verläuft das zarte Fadenende zwischen unseren Herzen, nach dem ich greifen kann? Vielleicht mache ich mir ja auch viel zu viele Gedanken. Vielleicht braucht Ava nur ihr Lieblingsduschgel und die Flipflops aus ihrer Wohnung.

Ich wähle ihre Nummer.

Cross

Ich hasse Krankenhäuser.

Mir wird übel, schon auf dem Weg dahin. Spätestens bei der Parkplatzsuche dreht sich mir der Magen um. Ich bekomme einen trockenen Mund, wenn ich nur die Einfahrt zur Notaufnahme sehe. Am liebsten will ich den Rückwärtsgang einlegen und es mir zu Hause gut gehen lassen. Vor der Klinik sitzen die Raucher herum. Drücken sich mit ihren Gipsbeinen, Kopfverbänden und geschienten Schultern um den Aschenbecher. Der Anblick von verwaschenen Bademänteln in der Öffentlichkeit deprimiert mich. Die Blicke der Kranken auf uns Gesunde beim Betreten des Haupteingangs haben etwas Sehnsuchtsvolles. Nimm mich mit, ich bin nicht dauerhaft defekt, scheinen mir die frisch Operierten zuflüstern zu wollen. Ich beschleunige meine Schritte und versuche, längere Blickkontakte zu meiden. Die unsichtbaren Krankheiten machen mir noch mehr Angst. Die Krebstumore, Herzinfarkte oder Schlaganfälle. Sobald ich durch eine Schiebetür oder Drehtür eine Klinik betrete, versuche ich mich im Apnoetauchen. Nicht atmen, lautet die Kernkompetenz dieser Sportler. Spätestens an der Informationsscheibe presse ich Luft raus.

»Wohhhh liehhhhgt bittä Frauuu Ava Helling?« Kein bisschen Atem holen ist mein erklärtes Ziel, bloß nichts von der infektiösen Krankenhausluft in meinen Körper reinlassen. Aber schon beim Nachnamen muss ich prustend ausatmen, wie ein Taucher

nach zehn Metern Strecke unter Wasser, und wechsele notgedrungen wieder in den normalen Atemrhythmus.

Ich kenne niemanden, dem es leichtfällt, Angehörige und Freunde im Krankenhaus zu besuchen. Weil es uns die Verletzbarkeit des Lebens bewusst macht? Die Angst vor einer schlimmen Diagnose, der letzte Blick über die Schulter, und zurück im Krankenbett bleibt ein geliebter Mensch, der Geruch nach Alleinsein hängt über allem. Zeugt vom Ausgeschlossenheit aus der Normalität. Abgestanden und kränklich der Luftzug in den Gängen, vom zähen Kampf der Patienten zurück in ihr altes Leben. Davon ahnen wir Besucher nur Nuancen. Ich wollte immer im Team »gesund« sein. Auf dem Weg zum Fahrstuhl muss ich an meinen Vater denken. Wie auch er über viele Monate mit unterschiedlichsten Ärzteteams um sein Leben gerungen hat. Eine Klinik, dann umgebettet in eine spezielle Herzklinik, zurück in die erste Klinik. Nach Hause verlegt, erneute Einweisung in die Herzklinik, danach Reha. Und schließlich: Palliativstation. Wie viele Woche er aus einem Bett nach draußen geschaut und auf Besserung gehofft hat. Immer wieder sprach er sie aus, die Hoffnung. Und auf Besuch hat er gewartet.

Dritter Stock links hatte der Pförtner gesagt. Ich suche die Zimmernummer. Vorbei an der Teamküche, Dienstplänen und einer Pinnwand mit Angeboten für Besuche der katholischen Messe, der grünen Damen und Friseurbesuche direkt im Krankenhaus. Pfleger in weißen Hemden und mit bunten Crocs an den Füßen grüßen freundlich und überholen mich mit winzigen Tabletten-töpfchen auf kleinen Tablett. Ich frage mich, warum die hier alle Crocs tragen? Auf den Gummischuhen kleben bunte Tierchen und Emojis, vielleicht hebt das die Patientenstimmung. Eigentlich kenne ich die breiten Schuhe eher von Stränden. Sie haben diesen Schlurfsound, wenn man die Füße nicht richtig anhebt. Hunderte Male habe ich meinen Kindern gesagt, Jungs, Füße hoch. Darf

man auf dieser Station auch arbeiten, wenn man nein zu diesen Gummitretern sagt?

Zimmer 218. Hinter dieser Tür liegt Ava.

Ich bin aufgeregt. Lieber hätte ich sie in einer Frankfurter Äpfelwoi-Kneipe getroffen als jetzt hier am Krankenbett. So wie im Sommer vor fast zwanzig Jahren. Es war heiß. Sie saß im Innenhof, als ich mein Hollandrad außen anschloss, winkte mir zu. Strahlte. Carolin war noch im Büro, Überstunden. Ava und ich hatten Durst, wollten uns nicht noch später verabreden. Es war eines der wenigen Treffen ohne Carolin. Sie zog die dünne hellgrüne Strickjacke vom Stuhl, mit der sie ihn mir freigehalten hatte, und sagte: »Ich dachte schon, du kommst nicht. Hier, für dich.« Schöne Landrosen waren das in dem knisternden Papier.

»Für mich?«

»Ja. Als Dank, dass du mir den Tipp für das Zimmer in der neuen Frankfurt-WG gegeben hast.« Die Kellnerin brachte uns eine Vase und wir redeten über Avas Uniseminare, bei denen zwar Anwesenheitspflicht herrschte, es aber eigentlich egal war, ob sie erschien oder nicht. Ava war damals genervt von einer Lehramts-Kommilitonin, die sie immer wieder fragte, ob sie ihren Namen mit in die Liste eintragen könne, obwohl sie am Baggersee lag. Ava titschte durch das Frankfurter Nachtleben, ohne feste Beziehung, in wechselnden Wohngemeinschaften, jobbte in einem Café und träumte von den langen Sommerferien, in denen sie die Welt bereisen wollte.

An diesem Sommerabend erinnerten wir uns an einige Kandidaten in meinen Talkshows. Gäste, die so aufgeregt waren, dass sie nicht auftreten wollten, die Prominenten, die bei uns ihren Durchbruch starteten, das Gewimmel in den Gängen zwischen Maske und Gästeräumen, Verkabeln der Kandidaten, Warm-up,

Publikumseinlass, letzte Details, die mit der Redaktion zu klären waren. Zwischen all dem immer meine französische Bulldogge Arni, die sich ihre Streicheleinheiten abholte oder so heftig furzte, dass wir schon vor der Corona-Pandemie das Stoßlüften kannten. Kandidatinnen, deren Ex-Mann, aktueller Lover oder Steuerfahnder als Überraschung nach der Live-Show vor der Studiotür den Sendungsgast erwartete. Und die fantastische Teamreise zu den Super-Quoten. Ava wusste, wovon ich sprach, kannte das Produktionsumfeld. Eine stille junge Frau, die rasch Zugang zu den aufgeregten Gästen fand. Manchmal nur durch kleine Gesten.

Es war schön mit Ava an diesem Abend in Frankfurt. Sie genoss ihr Leben in der neuen Stadt, schien zufrieden. Ich genoss dieses leichte Gleiten in den Abend mit ihr. Wir tranken sauer Gespritzten und bestellten Salatteller mit gegrilltem Ziegenkäse. Sie hatte diesen Tick, sich mit Schwung die langen Haare zu einem Knoten im Nacken zusammenzudrehen. Nach einigen Kopfbewegungen zerfiel der Knoten und die dunklen Haare rutschten ihr wieder über die Schulter, fielen ins Gesicht. Energisch strich sie sich ein Bündel hinters Ohr, bis die Knotenphase von vorne begann. Ich war fast ein wenig traurig, als Carolin doch noch abgekämpft aus dem Büro dazukam und mich von hinten kurz mit einem leichten Schubsen erschreckte. Fast zwanzig Sommer ist das her. Seitdem haben Ava und ich uns mal kurz zugewunken, wenn ich mit Carolin skypte und sie im Hintergrund herumlief. An welcher Schule sie in der Stadt unterrichtete, welche Fächer ihr am Herzen lagen, das alles wusste ich nicht. Wie sie mit ihrer zurückhaltenden Art wohl mit den Schülern und Eltern zurechtkam?

Ängstlich klopfe ich an Tür 218. Keine Antwort. Ich klopfe erneut. In die Stille hinein drücke ich zaghaft die Türklinke hinunter. Ich